



ROBIN WALL  
KIMMERER  
DIE  
EHRENHAFT  
ERNT

illustriert von  
HANNA ZECKAU

**a** aufbau



ROBIN WALL KIMMERER  
DIE EHRENHAFTE ERNTE



ROBIN WALL KIMMERER

DIE  
EHRENHAFT  
ERNT

Aus dem Amerikanischen von  
ELSBETH RANKE

illustriert von  
HANNA ZECKAU

und mit einem Vorwort von  
MITHU SANYAL

 aufbau



# LIEBE DIE LEBENDIGE WELT WIE DICH SELBST

Woran denken wir, wenn wir an Umweltschutz denken?

a) An Verzicht (auf Flugreisen und Fleisch) und Einschränkungen?

b) An die Queen of Porn und eine Professorin, die Berge und Flüsse heiraten und – nach dem Motto: talk dirty to plants – Liebe mit der Erde machen?

Das ist kein Test, Mehrfachnennungen sind möglich, und alle Antworten sind richtig. Aber ich gehe davon aus, dass die meisten zu Antwort a) tendieren und damit im Grunde dazu, dass auch im Zeichen von Krisen *alles genauso weitergeht wie bisher*, nur irgendwie weniger.

Ich weiß, wovon ich rede. Ich komme aus den 1980er Jahren. Das heißt nicht, dass ich eine Zeitreisende wäre, sondern dass ich mit Smog und saurem Regen politisiert worden bin, mit Tschernobyl und Waldsterben. Nicht umsonst wurden wir die No-Future-Generation genannt. Umweltschutz fühlte sich an wie ein Blick in den Abgrund: Schaut, was ihr angerichtet habt! Wenn ihr nicht sofort aufhört, werdet ihr alle sterben. Hauptsächlich habe ich die 80er damit verbracht, mich schuldig zu fühlen.

Zum Glück ist das heute alles anders.

Wenn das ein Post im Internet wäre, müsste hier jetzt ein Zwinker-Smiley stehen, um anzuzeigen, dass es Ironie war. Das nennt sich Poe's Law und die Definition kommt gleich. Doch erst einmal – apropos Internet – ein paar Memes: Wer erinnert sich noch an #NatureIsHealing zu Beginn des ersten Corona-Jahres? An die Bilder von Delphinen, die in die Kanäle Venedigs zurückkehrten, und Ziegen, die die britischen Innenstädte eroberten? Mit Kommentaren wie »Endlich hat die Natur eine Chance zu heilen, während alle im Lockdown sind« und »Menschen sind das Virus der Welt« und »Vielleicht wäre es besser für die Natur, wenn wir alle sterben«.

Spätestens als die Dinosaurier nach New York und riesige gelbe Quietscheentchen in die Themse zurückkehrten, wurde klar, dass das ein Fall von Poe's Law war. (Nur die Ziegen hatten die

walisische Stadt Llandudno wirklich unsicher gemacht, auf Wales ist Verlass!). Und hier endlich die versprochene Definition des nach Herrn Poe benannten Gesetzes: Wenn man etwas Ironisches im Internet postet, muss man es mit einem Smiley/Ironie Alert/was auch immer kennzeichnen, weil sich ansonsten immer Menschen finden, die es ernst nehmen. In diesem Fall Millionen von ihnen. Kluge Menschen teilten die Memes, kritische Menschen, Menschen, die ansonsten ihre Fakten dreimal checken – und vor allem ein großer Teil meiner Freunde und Freundinnen. Weil #Nature IsHealing so perfekt in das vertraute Narrativ »Wir versus den Rest der belebten Welt« passt.

Let me tell you a story:

Als Robin Wall Kimmerer den Studierenden in ihrer Ökologie-Vorlesung einen Fragebogen gab, auf dem diese die Interaktion zwischen Menschen und Umwelt bewerten sollten, erklärten alle der 200 Anwesenden, dass Menschen schädlich für die Umwelt sind, dass wir sie zerstören, ausbeuten, den Klimawandel verursachen, Äcker vergiften, Wasser verschmutzen ... wir kennen die Liste. Weiter unten sollten sie eintragen, welche positiven Interaktionen sie zwischen Mensch und Natur kannten. Die Antwort lautete: keine.

Kimmerer war entsetzt, dass die Studierenden sich noch nicht einmal *vorstellen* konnten, wie eine positive Interaktion aussehen könnte. Und das von jungen Menschen, die sich für dieses

Studium entschieden hatten, weil sie die Umwelt retten wollten! Wie sollen sie das bewerkstelligen, wenn sie überhaupt kein Konzept davon haben, wie sie mit der belebten Welt positiv und auf Augenhöhe kommunizieren können?

Wir alle wachsen mit dem Narrativ auf, dass Menschen getrennt sind: voneinander und von der Welt um sie herum. Individuen auf einem Felsbrocken mit Atmosphäre, der durch das Universum rast. Wenn wir uns jedoch als getrennt von der Natur wahrnehmen, können wir nicht in bedeutungsvoller Form mit ihr interagieren. Stattdessen versuchen wir sie zu *retten*. Das ist zwar besser, als sie uns, wie es der Gott des Alten Testaments befiehlt, Untertan zu machen. Doch es basiert ebenfalls – wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen – auf der Vorstellung, dass die Natur passiv und stumm ist. Und wir im Umkehrschluss ihr Herr und Meister (manchmal frage ich mich, was die Natur die Jahrtausende gemacht hat, bevor es Menschen gab). Der Gedanke, dass wir schädlich sind, und, wenn wir uns sehr, sehr zusammenreißen, ein wenig weniger schädlich sein können, erinnert nicht von ungefähr an den Katholizismus meiner Kindheit: Wir sündigen alle ständig, doch wenn wir uns am Riemen reißen, uns so richtig bemühen, können wir es schaffen, ein wenig weniger zu sündigen.

An dieser Stelle möchte ich mich bei all denen entschuldigen, die genau aus diesem Antrieb

heraus wichtige Arbeit leisten. Ich möchte diese Arbeit nicht gering schätzen. Ganz im Gegenteil! Ich bin extrem beeindruckt davon, gerade weil die Das-Ende-ist-nahe-Rhetorik mich nicht animiert. »We can do it« ist für mich motivierend. »Wir können, wenn wir die Zähne zusammenbeißen und alles geben, nicht durchgehend eine Katastrophe sein« eher ... nicht so sehr. Aber vor allem ist es nicht nachhaltig. »Sich zusammenzureißen« ist eine begrenzte Ressource.

Es ist schlicht nicht möglich, dies auf unbestimmte Zeit zu tun. Und wenn diese Herkules-Arbeit noch nicht einmal ein Gamechanger ist – sondern die Sache nur graduell weniger schrecklich macht –, warum dann der ganze Aufwand? Als Antwort darauf wird gerne die Dringlichkeit gesteigert, die Höllenqual der Klimakrise noch plastischer ausgeschmückt. In der Folge haben alle noch mehr Angst, respektive ein schlechtes Gewissen, und mit jeder Runde dreht sich das Karussell schneller: *Wir werden bald sterben, sehr bald, morgen, heute ... gestern* – bis ein großer Teil das Interesse verliert und die meisten anderen Depressionen bekommen.

Das war Umweltschutz für mich, bevor ich Robin Wall Kimmerer entdeckte. Es ist kein Zufall, dass ich ihre Arbeit nicht an der Uni oder bei einem akademischen Symposium kennenlernte, sondern durch die Künstler\*in Eroca Nicols. Wir nahmen zusammen an einer 30-stündigen



immersiven Performance teil und Erocas Beitrag war ein Naturedrag. Drag wie in Dragqueen oder Dragking – nur dass man sich hier nicht körperlich, sinnlich, empathisch einem anderen Geschlecht annäherte, sondern der Natur. Und während ich mich unter Anleitung von Eroca über den Boden rollte und mir vorstellte, Erde zu sein, happy, happy Dreck zu sein, erzählte Eroca von Robin Wall Kimmerer und ich konnte meinem Gehirn dabei zusehen, wie es sich neu strukturierte.

Robin Wall Kimmerer ist Pflanzenökologin, Professorin für Umweltwissenschaften und Direkto-

rin des Center for Native Peoples and the Environment am College of Environmental Science and Forestry der State University of New York. Und sie ist First Nation American, sie gehört zu den Citizen Potawatomi. In ihrer Arbeit verbindet sie indigenes Wissen und akademische Wissenschaft. Und dafür musste sie zuallererst einmal eine verdammte Menge an Übersetzungsarbeit leisten. Denn die Vorstellung, dass die Welt nicht nur belebt und beseelt, sondern Pflanzen und Tiere, Flüsse und Berge aufs Engste mit uns verwandt sind, erweckt noch immer den Verdacht des esoterischen Eskapismus – dass wir die Bedrohung durch die Klimakrise runterspielen, so als müssten wir bloß ein bisschen mehr mit den Wiesen kuscheln (dabei, Spoiler Alert, könnten wir alle – und damit meine ich wirklich *alle* Lebewesen – eine Menge mehr Zärtlichkeit vertragen). Als Kimmerer anfang zu studieren, fragte ihr Professor sie während des Erstgesprächs, warum sie sich für Biologie entschieden hätte. Ihre Antwort: Sie wolle herausfinden, warum Astern und Goldruten so schön zusammen aussehen. Das wäre beinahe schon das Ende ihres Studiums gewesen. Schönheit war etwas für die Kunst und die Geisteswissenschaften, aber nicht für *echte* Wissenschaft. Wie sich aber herausstellte, hat Schönheit eine Menge mit Natur und Wissenschaft zu tun. So haben Bienen eine andere Farbwahrnehmung als Menschen, doch Gelb und Violett nehmen sie

genauso wahr wie wir – und finden diese Kombination ebenso wie wir schön. Deshalb werden Astern, die in der Nähe von Goldruten wachsen – und umgekehrt – deutlich häufiger bestäubt.

Ich stelle mir Robin Wall Kimmerer in den 1970er Jahren an der Universität vor. Ihren ersten Blick, ihre langen dunklen Haare. Wie musste es sich für sie angefühlt haben, eine der wenigen Frauen in den Naturwissenschaften zu sein? Wie musste es sich für sie erst angefühlt haben, eine der noch viel weniger indigenen Frauen zu sein? Was hat es mit ihr gemacht, dass alle Bücher, sämtliche meist männliche Professor:innen in ihren Vorlesungen und auch ihre Mitstudierenden ihr mitteilten, dass ihre Weltsicht unwissenschaftlich und wertlos war? Und dann höre ich mir die Vorträge an, die sie heute hält, lausche dieser Stimme wie Milch und Honig, und frage mich, wie sie es geschafft hat, trotz allem ihre Wärme und Zugewandtheit zu bewahren. Denn das ist der Kern ihrer Lehre: Wir müssen eine konsensuelle Beziehung mit der belebten Welt um uns herum eingehen. Wir müssen uns nicht Arme und Beine abschneiden, sondern uns gegenseitig dabei unterstützen, zu wachsen und zu gedeihen. Nebenbei gesagt, ist das die Definition der Philosophin bell hooks für: Lieben.

Ein altes Wort für Lieben ist: sich erkennen. Das Problem ist, dass das durchschnittliche Kind die Namen von mehr als 100 Firmenlogos kennt,

aber nur von 10 Pflanzen. Und Menschen können nur erkennen, was sie bereits kennen! Wenn wir den Namen eines Baums nicht kennen, sehen wir ihn im wahrsten Sinne des Wortes nicht. Der Fachbegriff dafür lautet: plant blindness. Je weniger Worte wir für die belebte Welt um uns herum haben, desto weniger nehmen wir sie wahr und desto weniger Wertschätzung bringen wir ihr entgegen.

Während ich dieses Vorwort schreibe, strauchelt Deutschland unter dem PISA-Schock. Ich will jetzt hier nicht alles aufzählen, was wir falsch und andere Länder besser machen, aber doch vielleicht einen Fun-Fact teilen: In Schweden kommen Kinder erst mit 7 Jahren in die Schule und verbringen die verlängerte Kindergartenzeit zu einem großen Teil in den schwedischen Wäldern, wo sie anhand von Blättern und Ästchen die Namen der belebten Welt lernen, ebenso wie Zählen und Grundrechenarten: Bring mir drei Bucheckern, und jetzt sieben Eichenblätter, dann habe ich ... Wie wunderbar wäre es, wenn alle Kinder bis zum achten Lebensjahr auch in Deutschland in den Waldkindergarten gehen könnten. Und für die älteren Kids, denen diese Bildung fehlt: einfach ein Extra-Jahr, in dem sie ein Nehmen von der und das Zurückgeben an die Natur lernen können. Aus demselben Grund plädieren die Performancekünstlerinnen und Sexökologinnen Annie Sprinkle und Beth Stephens – das Porno/Profes-